

(Nachdruck verboten.)

181

## Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Zu Hause kam ein Unglück nach dem anderen. Es fehlte nur eins, der Sturz des Daches, der sie alle auf einmal erschlagen würde. . . Ach, welches Pech! Wohin hatten sie sich verirrt?

Der Zustand des Kleinen wurde mit jedem Tage schlimmer; er zitterte vor Fieber in den Armen seiner Mutter, die beständig weinte. Der Arzt kam morgens und abends, und diese Krankheit kostete gewiß wenigstens über zwölf Duros.

Der Älteste, Batistet, wagte sich kaum aus dem Gehöft. Er hatte noch den Kopf mit Bandagen umwickelt, und das Gesicht war ihm mit Rissen zerschnitten nach einem furchterlichen Kampfe, den er gegen andere Jungen seines Alters hatte bestehen müssen. Diese sammelten wie er Dung in Valencia, und alle Fematers der Umgegend hatten sich gegen ihn verbündet, so daß der arme Junge sich nicht mehr auf dem Wege zeigen konnte.

Die beiden Jüngsten hatten aufgehört, in die Schule zu gehen, aus Furcht vor den Schlachten, in die sie bei der Rückkehr verwickelt wurden.

Roseta war die traurigste von der ganzen Familie. Ihr Vater behielt ihr gegenüber seine brummige Miene bei und warf ihr strenge Blicke zu, um sie daran zu erinnern, daß es ihre Pflicht war, sich gleichgültig zu zeigen, und daß ihre Weiden ein Attentat gegen die väterliche Autorität darstellten. Denn alles war entdeckt worden, und nach dem berühmten Skandal bei dem „Springbrunnen der Königin“ hatte die Huerta über acht Tage lang nur von der Liebelei der Arbeiterin mit dem Enkel des Vaters Lomba gesprochen.

Der dickbäuchige Schlächter von Alboraya war außer sich vor Zorn über seinen Knecht. Ach, der Schuft! Man wußte jetzt ganz genau, warum er seine Pflichten verabsäumte, und warum er abends wie ein Zigeuner herumstrolchte! Dieser Herr erlaubte sich, eine Braut zu haben, als wäre er imstande, ihr den Lebensunterhalt zu verschaffen. Und was für eine Braut! Du lieber Gott — übrigens brauchte man ja nur zuzuhören, wenn die Kunden am Schlächtertisch klachten. Alle wiederholten dasselbe; sie wunderten sich, daß ein Mann, wie er, ein religiöser, ehrenhafter Mensch, der keinen anderen Fehler besaß, als daß er ein bißchen am Gewicht betrog, seinem Knecht erlauben konnte, der Tochter des allgemeinen Feindes den Hof zu machen, dieses unehrlichen Individuums, das sogar im Zuchthaus gefessen haben sollte. Und da das alles nach dem Urteil des dickbäuchigen Meisters eine Schande für sein Geschäft war, so geriet er jedesmal, wenn die Weiber klachten, in Wut, drohte dem schüchternen Burschen mit seinem Schlachtmesser und regte sich über den Vater Lomba auf, der diesen Säckling nicht züchtigte. Schließlich entließ der Schlächter Tonet, und sein Großvater fand für ihn eine andere Stellung bei einem anderen Schlächter in Valencia, dem er ausdrücklich anbefahl, er solle dem jungen Menschen nicht die geringste Freiheit lassen, selbst nicht an den Festtagen, damit der Verliebte Batistes Tochter nicht auf der Landstraße auslauern konnte.

Tonet sügte sich und ging mit feuchten Augen fort wie eines jener Lämmer, die er so oft vor das Schlachtmesser seines Herrn geführt. Nein, er wollte nicht wiederkommen, und die arme Roseta versteckte sich in ihrer Kammer, um zu weinen. Sie bemühte sich, ihren Kummer weder vor ihrer Mutter zu zeigen, die, durch so viele Widerwärtigkeiten reizbar geworden, stets eine mürrische Miene zur Schau trug, noch vor ihrem Vater, der ihr die Knochen im Leibe zerschlagen wollte, wenn sie sich's wieder einfallen ließ, sich einen Liebhaber anzuschaffen, und so ihren Feinden Stoff zu Klatschereien lieferte.

Aber trotz dieser Strenge, trotz dieser Drohungen litt Batistete sehr schwer unter dem Kummer seiner Tochter. Vergänglich versuchte sie, gleichgültig zu scheinen; er sah wohl, daß sie den Appetit verlor, daß sie gelb wurde, und ihre Augen sich umränderten; sie schlief nämlich kaum, was sie jedoch nicht hinderte, jeden Tag pünktlich zur Fabrik zu gehen; dazu lag

in ihrem Blick etwas Trübes, man merkte, daß ihr Geist ganz anderswo war, und daß ein Traum sie unaufhörlich in Anspruch nahm. Ja, im innersten Herzen war Batistete über das, was er sah, sehr traurig; er war auch jung gewesen und wußte, wie weh Herzenskummer tat.

Man konnte unmöglich unglücklicher sein, und doch war es noch nicht aus. In diesem Hause entgingen selbst die Tiere nicht dem Oden des Hasses, der sie umwehte. Bei den Leuten wandte man die Prügel an, bei den Tieren den „bösen Blick“. Sicherlich hatte nur durch den bösen Blick der arme Morrut das alte Tier, das auf den, durch das Elend aufgedrungenen Irrfahrten das armselige Mobiliar und die kleinen Kinder über die Landstraßen gezogen, seine Kräfte nach und nach in diesem neuen Stalle verloren, der besten Wohnung, die er in seinem langen, arbeitsreichen Leben jemals innegehabt hatte.

Er hatte sich in den schlimmsten Tagen recht tapfer gezeigt, der brave Morrut, als die Familie sich in dem Gehöft niederließ, als man diese verdammt Nleder, die eine zehnjährige Verödung hart wie Stein gemacht hatte, umkehren und beständige Reisen nach Valencia unternehmen mußte, um dort Baumaterial und Holz zu holen, als die Nahrung wenig reichlich und die Arbeit erdrückend war. Und jetzt, da sich unter dem kleinen Fenster des Stalles ein großer Platz mit frischem, hohem, wogendem Gras ausbreitete, jetzt, da sein Tisch stets mit jenem schmachhaften, grünen Tuch gedeckt war, das einen köstlichen Geruch ausströmte, jetzt, da er dick und fett wurde, seine spitzen Hüften und sein knöchiges Rückgrat zu runden begann, war er plötzlich gestorben, ohne daß man wußte, woran: vielleicht, um sich der Ruhe zu erfreuen, die er so reichlich verdiente, nachdem er die ganze Familie dem Elend entrisen hatte.

Eines Tages hatte er sich auf das Stroh gelegt und wollte den Stall nicht verlassen; dabei hatte er seinen Herrn mit glasigen und gelblichen Augen betrachtet, die die Flicke und Drohungen auf Batistes Lippen erstickten. Das waren fast die Augen eines Menschen, und wenn Batistete sich dieses Blickes erinnerte, hatte er große Lust zu weinen.

Der Tod des Pferdes erschütterte das ganze Haus, und über dem neuen Unglück vergaß man sogar den armen Bascualeet ein wenig, der nach wie vor in seinem Bett vor Fieber zitterte. Gehörte das brave Tier nicht auch zur Familie? Vor so langer Zeit hatte man ihn auf dem Markte von Sagunto klein, schmutzig, mit Rot und Unrat bedeckt, gekauft, eine wahre Schindmähre! Doch von seinem neuen Herrn gut gepflegt, hatte er sich bald erholt, war er der treue Diener, der unermüdete Arbeitsgenosse, der Rettungsbalken im Unglück gewesen. Darum liefen auch alle, Groß und Klein, vor die Tür, um ihm das letzte Lebenswohl zu sagen, als häßliche Männer mit einem Wagen kamen, um den Reichtum dieses alten Arbeiters fortzubringen. Als sie den alten Morrut mit steifen Beinen und wackelndem Kopfe fortfahren sahen, konnte keiner von ihnen seine Tränen zurückhalten.

Am traurigsten war Teresa. Sie erinnerte sich, als wäre es gestern gewesen, daß das gutmütige Tier an dem Tage, da Bascualeet zur Welt gekommen war, den Kopf durch die halbgeöffnete Tür gesteckt und der Geburt ihres liebsten Kindes beigewohnt hatte. Sie zerfloß in Nüßrung, wenn sie an die liebevolle Geduld Morruts dachte, der dem noch wackelnden Kleinen als Spielzeug diente, sich am Schwanz ziehen ließ und sich, bevor er einen Schritt tat, mit seinen runden, sanften Augen umblickte, um den Kleinen ja nicht mit seinem Fuß zu stoßen. Sie glaubte, das Kind wieder auf dem harten Rücken des alten Pferdes sitzen zu sehen, wo sein Vater ihn oft rücklings hinsetzte, wie er mit seinen zu hohen Füßen gegen die breiten Lenden schlug und mit fröhlicher Stimme: Arrel arrel rief. Und sie sagte sich, daß das alles nun vorbei, daß das Tier zum Schinder gewandert war, und das Kind krank im Fieberschauer im Bette lag. Und eine düstere Ahnung durchzog ihre Seele, eine abergläubische Angst ließ sie erbleichen. Ihr war es, als hätte der Tod des guten Haustieres eine Bresche gerissen, die unausgefüllt blieb, und durch die vielleicht auch noch andere verschwanden. Ach, Herr Gott, möchten sie doch falsch sein, ihre traurigen Mutterahnungen, möchte es doch allein sterben, das arme Tier! Wenn es nur nicht auf seinem Rücken den armen Kleinen auf dem Wege zum Himmel mitnahm, wie

es ihn früher durch die Wege der Guerra führte, als der Kleine sich noch an seine Mähne klammerte, und Morrut, um ihn nur ja nicht fallen zu lassen, im langsamen Schritte weiter ging!

Batiste, dessen Sinn von all den Widerwärtigkeiten und Sorgen getrübt war, verwechelte in seinen Gedanken das kranke Kind, das tote Pferd, den geschlagenen Sohn und die von einem geheimen Kummer verzehrte Tochter, während er die Vororte der Stadt erreichte und über die Serranosbrücke wanderte.

Am Ende der Brücke auf der Esplanade, die die beiden Gärten trennt, den achtgedigen Türmen gegenüber, die über den Bäumen ihre Bogenfenster, ihre vorspringenden Schieferscharten und ihre Doppelreihe von Zinnen zeigten, blieb er stehen und fuhr sich mit der Hand über die Wange.

Er wollte seine Besizer besuchen, die Söhne des Don Salvador, und sie um ein kleines Darlehn bitten, das er zum Ankauf eines neuen Pferdes brauchte. Und da die Sauberkeit der Schmutz des Armen ist, so setzte er sich auf eine Steinbank und wartete, daß man ihn von dem seit vierzehn Tagen nicht rasierten Bart mit den spitzen und wie Lehren steifen Haaren befreite, der ihm das Gesicht schwärzte.

Im Schatten der hohen Plantanen arbeiteten die Bauernbarbiere unter freiem Himmel. Ein paar Rohrfessel mit abgeschabten Polsterlehnen, ein kleiner Ofen, auf dem das Wasser gewärmt wurde, Servietten von zweifelhafter Farbe und ein paar stumpfe, ausgezackte Rasiermesser, die über die rauhen Gesichter krachten, daß man eine Gänsehaut bekam, das war das ganze Material dieser Barbierstube.

Ungeachtete Jungen, die bei den Frisuren und Barbieren der Stadt Anstellung finden wollten, verdienten sich hier die ersten Sporen, und während sie das Handwerk lernten, Gesichter zerkrachten und die Schädel mit Treppen und Dichtungen schmückten, plauderte der Prinzipal mit den Kunden auf der am Wege stehenden Bank, oder er las der Gruppe von Zuhörern, die, das Kinn in beiden Händen, unbeweglich dasaßen und lauschten, mit lauter Stimme die Zeitung vor.

Wer sich auf den Folterstuhl setzte, dem fuhr man zuerst mit einem Stück Seife über die Wangen, dann wurde er aus Leibesträften gerieben, bis Schaum kam. Dann begann die grausame Arbeit des Rasiermessers mit den Schnitten, die der Kunde mit stoischem Mute ertrug, während das Gesicht von Blut überströmte wurde. In einiger Entfernung knirschte die ungeheure Schere, die in unermüdlicher Bewegung über den runden Kopf eines dicken Bauernburschen wanderte, der nach beendeter Operation, nach Art eines Pudels geschoren, eine lange Locke auf der Stirn sitzen hatte, während die hintere Hälfte des Schädels vollständig fahl war, was er übrigens für den Gipfel der Eleganz hielt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Morgenländischer Witz.

Von Roda Roda.

Die folgenden kleinen Humoresken, von modernen Schriftstellern muslimanischen Glaubens — allerdings meist nach älteren, zum Teil altarabischen Quellen — verfaßt und von mir mit Einwilligung der Verleger übersetzt, geben eine deutlichere Vorstellung von der Natur des morgenländischen Witzes als spaltenlange theoretische Erörterungen. Die Verfasser heißen Ata Kertsches und Wamik. Der erste ist zweimal vertreten.

Ein Mann namens Atif hatte die Tochter eines reichen Grundbesitzers geheiratet. Um seiner Klugheit und Schönheit willen liebten ihn die Schwiegereltern sehr und nahmen ihn, so oft er sie besuchte, mit vorzüglicher Gastfreundschaft auf. Man bereicherte die besten Speisen für ihn, las ihm jeden Wunsch von den Augen ab und räumte ihm das schönste Zimmer ein.

Atif behagte das alles sehr wohl, und er kam immer öfter — zuletzt tagtäglich. Selbst das Lieben sich die Schwiegereltern noch gefallen. Atif begann sich denn auch schon in ihrem Hause völlig daheim zu fühlen. Wenn eine Speise nicht recht gelungen war, murkte er und ordnete an, was er morgen essen wolle.

Das ward dem Schwiegervater denn doch zu viel. Er befahl eines Tages, das Mahl Atifs übermäßig mit rotem Pfeffer zu würzen.

Als Atif wie gewöhnlich zur Essensstunde eintraf und gleich tapfer zulangte, bekam er den roten Pfeffer auf die Zunge — und schon traten ihm auch die Tränen in die Augen.

„Warum weinst Du?“ fragte ihn der Hausherr freundlich.

„Ah — mir ist meine selbige Großmutter eingefallen. Das ist

dieselbe Frau, die immer das Sprichwort im Munde führte: Allzuviel ist ungesund.“

Das Söhnchen eines Wehs hatte von seinem Vater einen zum Geschenk bekommen und vergnügte sich damit, ihn zu reiten und zu füttern.

Eines Tages stach den Esel eine giftige Fliege und die Rinnebade schwoll ihm mächtig an.

Der Knabe war darüber untröstlich.

„Was weinst Du, Kleiner?“ fragte ihn der Weh. „Dein Grautier wird davon nicht zugrunde gehen; und wenn auch; so lange Dein alter Vater lebt, soll es Dir nie an einem Esel fehlen.“

Man erzählt von einem Kalifen, dessen Name nicht überliefert ist, daß er ebenso leidenschaftlich das Gold wie die Dichtkunst liebte. Sein Geiz veranlaßte ihn, ungeheure Schätze anzuhäufen, sein Hang zur Poesie, die ganze arabische Literatur auswendig zu lernen. Dadurch wurde sein Gedächtnis allmählich so geschärft, daß er ein Gedicht nur einmal zu hören brauchte, um es fließend wiederholen zu können.

Unter den Sklaven des Kalifen war einer, der seinem Herrn an Geist fast ebenbürtig war. Wenn er ein Gedicht zweimal gehört hatte, kannte er es. Eine Sklavin wieder sagte Gedichte nach dreimaligem Anhören fehlerlos auf.

Eines Tages kam der berühmte Dichter Asmai an den Hof und bat, eine Ode vorlesen zu dürfen, die er zum Lobe des Herrschers gedichtet hatte.

„Gut“, sprach der Kalif — „lies Deine Ode immerhin vor. Wenn sie neu ist, will ich Dich königlich belohnen: Du mitlamm Deiner Schreibtafel sollst mit Gold ausgezogen werden. Ist Dein Lied aber abgeschrieben, lasse ich Dich mit Nuten fortpeitschen.“

Asmai war natürlich seiner Sache sicher — hatte er doch die Ode vollkommen selbständig geschrieben — und las und las.

Als er geendet hatte, lachte der Kalif hellauf. „Wie“ — rief er — „mit diesem uralten Gedicht wagst Du es, vor mein Angesicht zu treten? Das habe ich ja schon als Knabe auswendig gelernt. Höre einmal, Asmai!“ — Und der Kalif rezitierte die Ode Wort für Wort.

Der Dichter war wie vom Donner gerührt.

„Nicht genug daran, daß ich sie kenne“, fuhr der Kalif fort, „auch mehrere meiner Diener kennen die Verse, die Du gedichtet zu haben behauptest.“

Auf einen Wink des Herrn stand der Sklave auf und wiederholte die Ode bis zum Schlusse, ebenso die Sklavin.

So ward der Sänger Asmai um seinen Lohn betrogen und mit Nuten fortgepeitscht.

Er hatte aber die List des geizigen Kalifen wohl durchschaut und beschloß, sich zu rächen. Aus den seltensten arabischen Worten flocht er im gewundensten Stile eine neue, viel längere Ode und erschien als Wüstenbeduine verkleidet abermals vor dem Thron.

„Woher kommst Du — und was wünschst Du, Bruder Beduine?“ fragte der Kalif.

„Allah möge den Herrscher der Gläubigen auf dem rechten Wege erhalten“, antwortete Asmai. „Ich bin ein armer Sänger aus dem Stamme Kaudi, o Kalif, und habe ein Lied zu Deinem Preise erdacht.“

„Gut, sag' Deine Verse auf. Wenn sie neu sind, will ich Dir so viel Gold schenken, wie Du und Deine Schreibtafel zusammen wiegen. Sind sie aber alt — —“

Asmai machte eine abwehrende Gebärde und unterbrach: „Wenn meine Verse alt sind, magst Du mich mit Hieben belohnen.“

Der Kalif lächelte böshaft, ebenso aber diesmal auch Asmai, der sofort begann, seine verzwickten Sätze ohne Stocken auswendig abzuleiern.

Der Kalif riß die Augen auf. Er hatte keine einzige Wendung behalten können. Hilflos sah er den Sklaven und die Sklavin an. Auch ihnen war's nicht besser ergangen.

Seufzend gestand denn auch der Kalif; „Dein Gedicht ist wirklich neu, Beduine. Führt ihn in die Schatzkammer, Ihr Diener, und zahlt ihm sein Gewicht in Gold aus.“

„Verzeih“, o Herr“, entgegnete Asmai, „Du hast versprochen, die Schreibtafel mitwiegen zu lassen . . .“

„Nun — und?“ rief der Kalif.

„Nun — und wir in der Wüste haben keine Buchstafeln und kein Pergament, da habe ich das Gedicht auf zwei Steine gemeißelt. Sie stehen nicht weit von hier auf einem kleinen Sandhügel, und wenn Du zwei recht starke Kamele um sie schickst, können sie in einem Tage zur Stelle sein.“

Der Kalif versuchte nie mehr, einen Sänger um seinen Lohn zu betrügen. —

## Kleines feuilleton.

oc. Vorberatungen. Langsam, in dem gemüthlichen Schlenderrschritt der zum Vergnügen Bummelnden, trotteten die Drei die Leipzigerstraße entlang. Die beiden jungen Frauen hatten sich untergefaßt, die Mutter ging dicht hinter ihnen. Mit hellen Augen saßen sie in das Dichtmeer, in das Auf- und Niederwogen der Menschenmassen. Ab und zu blieben sie an einem Schaufenster stehen und tauschten lachend und vergnügt ihre Meinungen aus.

Marie konnte ordentlich in Feuer kommen, wenn sie etwas sah, das ihr gefiel. Sie entdeckte auch alle Augenblick etwas Neues. „Die Bistitenkartenschale, Mama! Nein, sieh' doch bloß, diese reizende Schale! Weißt Du, das wär' was für Magens Schwester, die könnten wir ihr zu Weihnachten schenken, sie hat sich schon immer so etwas gewünscht.“

„Du bist wohl! . . .“ sagte die Mutter lakonisch, und Lotte lachte hell auf: „Die Schale für Deine Schwägerin? Na weißte, willst denn für die so viel Geld ausgeben?“

Marie seufzte etwas im Weitergehen. „Was wird sie denn kosten? Doch höchstens zehn Mark, na, und nobel muß man sich zeigen, sonst reden sie über Einen.“

„Na ja, die von Deines Mannes Verwandtschaft sind so,“ nickte die Mutter giftig. „Immer de Hand auf, und haben, haben, haben!“

„Du wirst doch aber nicht zehn Mark ausgeben? Ich bitte Dich, zehn Mark, für Magens Schwester? Fünfe sind für die reichlich genug.“

„Mag selbst hatte aber so viel für Rätze angefaßt,“ verteidigte sich Marie.

„Na, denn mach' ihm man den Standpunkt klar!“ Die Mutter lachte kurz auf. „Der Gesellschaft kann's wohl nicht genug kosten? Sind die denn immer so freigebig? Mag hat immer die Hand in der Tasche.“

„Na, nicht wahr, das sage ich auch!“ Marias Gesicht nahm einen triumphierenden Ausdruck an: „Wir haben uns gestern schon fast d'rum gezankt, ich sage auch, wozu muß denn Rätze für zehn Mark kriegen, sie hat mir zum Geburtstag auch nur für drei Mark geschenkt, na, und zu Weihnachten wird sie auch nicht viel mehr anlegen, die legt ja überhaupt nur immer für jeden 'n Taler an.“

„Schmierig,“ bemerkte Lotte wegwerfend.

„Ja wohl, schmierig! Das sag' aber nur Magens.“ Marie war im Fahrwasser. „Mag wird Dir's schon klar machen, sie kann nicht mehr ausgeben, und sie bringt immer was hübsches und immer was, was 'n Wunsch erfüllt und zeigt, daß sie Einen lieb hat und nachdenkt, was freut, und dafür muß man sich dankbar zeigen, noch dazu, wo man's kann. Ja, solche Predigten habe ich zu hören getrieget.“

„Mag ist wohl verdreht?“ Lotte blieb stehen, einen Augenblick, sie war völlig erstarrt. „Na, weißte, wenn er's kann, denn soll er's lieber Dir zulegen, aber so 's Geld rauschmeißen, das ist ja toll! Nee, so sind wir nicht, bei uns wird ganz genau eingeteilt. Wer sich bei unsern Geburtstagen nobel zeigt, zu dem sind wir's auch, die andern können sehen, wo sie bleiben. Ich hab' noch genug mit Tante Lina.“

„Na, das war ja auch zu schäbig,“ sagte die Mutter empört.

„Ja, weiß' der Himmel!“ Lotte nickte. „Ich schenk' ihr zum Geburtstag 'n schönes Tuch für fünf Mark, und sie kommt zu meinem an mit 'ner Vase für zwei Mark fünfzig.“

„Und denn vergißt sie noch 'n Preis abzumachen,“ fiel die Mutter entrüstet ein.

„Sie kann ja auch lange warten, bis ich mich wieder spendabel zeige,“ höhnte Lotte. „Zu Weihnachten kriegt sie 'n Abreißkalender — fertig ist die Laube!“

„Das ist auch reichlich genug,“ lachte Marie. „Na, wir werden wohl von Magens Tante Klara wieder was Elegantes kriegen, die macht's nie unter fünfzehn, zwanzig Mark. Voriges Jahr den schönen Armlaucher und zum Geburtstag das Kiederservice, da wird's auch jetzt wieder was werden.“

„Dann müßt Ihr aber auch tief ins Portmonnaie greifen,“ meinte Lotte etwas neidisch.

„Na . . . ja . . .!“ Marie sagte es etwas gedehnt. „Aber, weißt Du, allzu tief doch nicht. Nun kommt die so aus Budow, die kennt ja Berlin und die Berliner Preise nicht; wenn wir 'n hübsches billiges Stück aus dem Bazar kaufen, denkt die ja Wunder was sie kriegt.“

„Das Beste wär's überhaupt, es kaufte sich jeder selber, was er haben will.“ Der Reid in Lotens Stimme wuchs.

„Pfui, Lotte,“ rief Marie.

„Na, was willst'n? So gibt man bloß Geld aus für andere Leute und selber fällt man rein.“

„Na, da muß man sich eben vorsehen!“ Marie und die Mutter riefen es fast aus einem Munde, und die Mutter fuhr entrüstet fort: „Selber kaufen? Ich versteh' Dich nicht, Lotte, wie man so etwas überhaupt bloß aussprechen kann! Wo bleibt denn da der Weihnachtszauber und die ganze Weihnachtsposie?“ —

e. s. Ueber neue Weihnachtsgaben für die Jugend sprach am Dienstag Dr. M. Osborn in der Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“. Das Albrecht Dürerhaus hatte es übernommen, Bücher, Bilder, Spielsachen zur Illustration des Gesagten anzustellen. Der Vortragende wies auf zwei neuerdings erschienene Werke hin, die sich mit dem Kinde und dem in ihm wirkenden Kunsttrieb beschäftigen. Die beiden Autoren dieser Bücher, Dr. A. Lewinstein und Dr. Kerschstein, kommen darin zu dem Ergebnis, daß das Kind, wenn es zeichnet und die Natur wiedergibt, nicht sich von Sinneswahrnehmungen, sondern von seinem Gedächtnis, von seiner Vorstellung, von seinem Bewußtsein leiten läßt. Es ist nicht, wie der Vortragende formulierte, Naturalist, sondern folgt einem naiven Idealismus. Ein Beispiel verdeutlicht sinnfällig das Gesagte. Wenn ein Kind einen Mann im Profil zeichnet, so zeichnet es die beiden Ohren hin, obgleich es nur eines sieht. Es

weiß, daß jedermann zwei Ohren hat und bringt das zum Ausdruck. Es zeichnet die Haare unter dem Hut, die Gestalt unter dem Rock, es zeichnet ebenso zwei Augen. Ist das Gesicht dem Beschauer von vorn ganz zugewandt, so setzt es die Nase regelrecht und ganz sichtbar hinein, obgleich die Wirklichkeit es ihm nicht so zeigt. Dies stimmt mit primitiven Zeichnungen der Naturvölker überein und überrascht daher nicht. Es müßte komisch zugehen — und diesen Hinweis unterließ der Vortragende — wenn ein Kind, das mit seiner in der Kultur der Jahrhunderte erworbenen Eigenschaften gebunden ist, plötzlich eine Naivität und Sinnlichkeit in der Anschauung entwickeln wollte, mit der es den Erwachsenen beschämen würde. Schuld daran ist eben unsere unsinnliche, gelehrte und unlebendige Erziehung, die nicht zum Sehen führt, sondern zum Buchstaben, nicht zur Sinnlichkeit, zur unmittelbaren Anschauung, sondern zum toten Wissen. Und dieser Sieg des toten Wissens über das Auge, das eigentlich Maßstab sein sollte, was das Sehen anlangt, kommt eben geradezu grotesk und beinahe gespenstisch in der Tatsache zum Ausdruck, daß das Kind das Hinzueinander, was es nicht sieht. Diese Tatsache aber beleuchtet zugleich den Wert der Bestrebungen, die der genannte Verein mit dem ominösen Namen, der zu parodistischen Erweiterungen und Parallelen auffordert, verfolgt. Wir sollten eben bei uns anfangen, uns zu einer fröhlicheren, traditionsloseren, natürlicheren, fürchtloseren Anschauung der Natur bekennen. Aber die Autorität knechtet die Erwachsenen und knebelt die sinnliche Anschauung und das Wissen und der Glaube an die Autorität, die befehlt, was zu sehen ist, strafft das Auge, dieses untrügliche Kontrollorgan, Lügen. Fangen wir so bei uns an und befreien wir uns von unnötigen Fesseln, so wird das Kind, das in solcher fürchtlosen, natürlichen Umgebung aufwächst, unwillkürlich von diesem Geist sich vollsaugen und eine Vereinnung „Die Kunst im Leben des Kindes“ ist dann eine schgraue Theorie, die unter Lachen und gutmütigem Spott verschwindet. —

k. Zeitungswesen in Japan. Der Herausgeber des japanischen Blattes „Hochi Shimbun“, Yasujiro Ishitava macht in einem Londoner Blatte interessante Angaben über das Zeitungswesen in seinem Vaterlande. So sehr Japan auch den modernen europäischen Einrichtungen nachzueifert, so steht dennoch Bedeutung und Verbreitung der Zeitungen ein wenig gegen unsere Verhältnisse zurück. Gleichwohl gibt es eine Anzahl von täglich erscheinenden Zeitungen, die in Tokio und Osaka veröffentlicht werden und sich rühmen können, eine Auflage von über 100 000 zu haben. Die Zeitung, die in Japan am meisten verbreitet ist, ist der „Osaka Mainichi“, dessen Auflageziffer täglich 220 000 Exemplare beträgt. Der „Asahi“, der in derselben Stadt erscheint, hat eine fast gleich hohe Auflage. In Tokio ist die am meisten gelesene Zeitung der „Hochi Shimbun“, zu deutsch etwa „Die Tagesnachrichten“, von dem täglich 200 000 Exemplare verkauft werden. Der „Hochi“ ist die große oppositionelle Zeitung, das Organ des Expremierministers Okuma. Weiter erscheint in Tokio der „Jiji Shimpō“, der „Nichi Nichi“, der „Kokumin“ und der „Asahi“, deren Auflagen alle zwischen 50 000 und 180 000 betragen. Der „Kokumin“ ist das Organ der Regierung; man erinnert sich vielleicht daran, daß das Redaktionsgebäude dieser Zeitung bei dem Abschluß des Friedens mit Rußland angegriffen und beschädigt wurde, weil die Bewohner Tokios über seine ruhige und gleichgültige Stellung zu dem Friedensschluß entrüstet waren. Die Tageszeitungen Japans sind im ganzen billiger als die in Europa, selbst jetzt noch, wo doch auch bei uns der Preis schon vielfach herabgesunken ist. Wenn man sich auf eine japanische Zeitung monatlich abonniert, so kostet sie höchstens zwei bis drei Pfennige für den Tag, und das obwohl die Annoncengebühren in den Blättern Japans viel geringer sind als etwa in den Londoner Zeitungen. Bei kleinen Annoncen ist die höchste Summe, die für die Zeile gezahlt wird, eine Mark, und selbst in den teuersten Blättern beträgt die Insertionsgebühr für eine Seite nie mehr als 500 M. Wenn Nachrichten von großer Bedeutung bekannt werden, so ist es gebräuchlich, Extrablätter auszugeben. Es sind das einzelne Blätter, die nichts als den Wortlaut der wichtigen Neuigkeiten enthalten und überall an den Straßen verkauft werden. In einer Hinsicht übertreffen die japanischen Zeitungen fast alle europäischen Blätter. Es ist nämlich bei ihnen durchaus etwas Gewöhnliches, farbige Illustrationen beizugeben, und der „Hochi“ z. B. veröffentlicht jeden Tag eine Seite mit farbigen Abbildungen. Auch ein Feuilleton mit einem Roman, dessen Fortsetzungen sich häufig durch mehrere Monate hinziehen, ist in Japan seit mehr als dreißig Jahren beliebt. Ueberhaupt ist das System, größere Arbeiten in Fortsetzungen verschiedene Nummern hindurch zu bringen, in Japan viel verbreiteter als bei uns. Auch Leitartikel und wichtige politische Betrachtungen werden in mehreren Fortsetzungen gebracht. Die Herstellung einer japanischen Zeitung ist sehr viel komplizierter als die einer deutschen, denn eine Sekundärmaschine kann beim Setzen der Artikel nicht verwendet werden. Vielmehr muß alles mit der Hand gesetzt werden, da die japanische Sprache einige 50 000 verschiedene Buchstaben hat, von denen 28 000 im täglichen Gebrauch verwendet werden. Der Setzer muß daher in Japan ein Mann von nicht geringer Gewandtheit und Behendigkeit sein. Der Setzerraum einer japanischen Zeitung ist ein großer Saal, an dessen vier Wänden lauter kleine Fächer angebracht sind, in denen sich die Typen befinden. Der Setzer läuft nun mit dem Manuskript rund im Saal herum und sucht sich aus den taugenden von kleinen Abteilungen die Typen heraus, die er braucht. So ist die Setzertätigkeit in Japan eine körperlich wie geistig gleich an-

strengende Beschäftigung. Um eine Vorstellung von dem redaktionellen Betrieb einer japanischen Zeitung zu geben, erzählt Nishitawa von der Redaktion des „Dzsi“: sie besteht aus 13 Redakteuren und Reportern. Die Redaktion ist in acht Abteilungen geteilt, in eine Abteilung für das Meer, die Flotte, eine politische, eine landwirtschaftliche Abteilung, einen Handelszeitung und einen Lokalteil, Kunst und Wissenschaft und in eine Abteilung für Uebersetzungen. Die Arbeit beginnt sehr früh, denn es ist bei der Art des Druckes nicht möglich, wie bei uns in wenigen Minuten eine Neuigkeit zu drucken. Vielmehr braucht eine Nachricht nach ihrem Eintreffen in der Redaktion wenigstens zwei Stunden, um druckfertig zu sein. Der Krieg hat die Unternehmungslust und die Bedeutung der japanischen Presse sehr gefördert, die führenden Zeitungen haben jetzt Korrespondenten in Peking, Söul, Shanghai, Tschifu, San Franzisko, New York, London, Paris und Berlin. —

— Die Böhämmer sind wieder da. Aus der Pfalz wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: In den Wäldern bei Bergzabern ist gegenwärtig wieder die eigenartige Böhämmer-Jagd in großem Betrieb, da dieses Jahr die Bucheln gut geraten sind. Der eigenartige, fast geheimnisvolle Strichvogel kommt in der Buchelzeit zu Tausenden und Abertausenden in die Wälder. Die Jagd auf ihn wird zur Nachtzeit abgehalten. Mit Fackeln und Maske ausgerüstet ziehen die Böhämmer-Jäger in den Wald, und im Scheine des roten Fackellichtes, der die Vögel blendet, werden diese erlegt. Geräuschlos fliegt der Vögel hinauf in die Aeste, wo die Böhämmer in Reihen schlafend sitzen; einer um den anderen werden sie sicher heruntergeholt. Da es der Böhämmer gern auf beiden Seiten warm hat, rückt er, wenn eine Lücke entsteht, sofort an seinen Nachbar, so daß die Reihen immer geschlossen sind und der Schütze dadurch sichere Treffpunkte hat. Die Beute einer Nacht zählt oft nach Tausenden. Feite Böhämmer werden von Feinschmeckern hoch gepriesen. Allerlei Leute nehmen an dieser Jagd teil: Beamte, Bürger, Kaufleute, Handwerker usw.; es ist jedermann gestattet, diese Jagd auszuüben. Der Vogel mit dem sonderbaren Namen Böhämmer ist der Bergfink! (*Fringilla montifringilla*), der etwa 16 Zentimeter lang ist. Er kommt im Herbst oder Winter von Norden her in Scharen nach manchen Teilen Deutschlands. Er wird auch auf Finkenherden in Masse gefangen; sein Fleisch ist etwas bitter, da er ölhaltige Samen als Nahrung bevorzugt. —

**Literarisches.**

ok. Viktor Fleischer: „Das Steinmehendorf“. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1906.) Der Schauplatz dieser Erzählung spielt in einem Dorfe des Erzgebirges auf böhmischer Seite: Sandberg, mit richtigem (oder fingiertem?) Namen. Seit Alters her waren hier Steinmehenfamilien ansässig; manch einer war laut Nachweisen der Ortschronik ein Künstler in seinem Fache. Als Bauer bestellte er gleichzeitig seinen Acker. Noch heute stehen die alten Fachwerkhäuser von dazumal. Die ihren Besitz verloren haben, überläßt man dem Verfall. So war es vor Jahren — und so wird es wohl bleiben. Heute wohnt dort ein anderer Geschlecht: Bauern, Rätbner und Fabrikarbeiter; die Steinmehenfamilien sind ausgestorben, fortgewandert. Zur Zeit, da diese Erzählung spielt, waren noch sechs Steinmehner. Sie hatten bis dahin friedlich und einträchtig miteinander gelebt. Aber dann kam es anders. Ein paar Mausechellen, die ein Steinmeh dem anderen verlegt, weil er, dessen Frau soeben wieder Zwillinge und zwar Mädchen statt eines erhofften Knaben bekommen, sich von seinem Kollegen und Nachbar gefozzelt wägt, bilden die Ursache zu Prozessen, Streitigkeiten und Reibungen unerquicklichster Art. Mancher kriegt dadurch Hypotheken auf sein Anwesen und muß es schließlich verlassen oder er wandert aus, um ferneren Unbilden für immer aus dem Wege zu sein. Einer von den Jungen ist da, der möchte ein wirklicher Künstler werden. Früh hat er zu kneten, zu bosseln und häutigen angefangen. Ist doch auch sein Vater Steinmeh! Aber der Alte, dem die Tradition der Sehnsüchtigkeit auf der ererbten Scholle als unüberlegliches Heiligtum gilt, weiß den Knaben festzuhalten, aus väterlicher Autorität und aus angeborenem Bauernstolz. Nein, der Junge darf nicht nach Wien gehen, um da zu studieren. Das war ja wohl auch gelungen, wenn jener nicht im Dorflehrer einen Beschützer und Förderer gehabt hätte. Ist noch ein Mädchen da. Beide Kinder sind zusammen in die Schule gegangen, haben Freundschaft geschlossen und lieben sich nun. Aber bei dem Steinmehgefellen hat der Entschluß, nach Wien zu entkommen, niemals loder gelassen. Eines Tages, am Begräbnistage der Bachmüllerin, die ihm schon lang zuvor 300 Gulden zu Studienzwecken vermacht hatte, ist Albin verschwinden. Von Prag, dann aus Wien läßt er von sich hören. Bald ruft ihn der Tod des Vaters heim. Er kommt gerade noch rechtzeitig, um auch die Mutter zu Grabe zu bringen. Als einziger Steinmeh will er nun im Dorfe bleiben. Nach einem halben Jahre wird er seine Braut heiraten und die Wirtschaft weiterführen; denn in Wien war es nichts; sein Talent hatte nicht ausgereicht. Aber was hört er? Die Steinschneider-Mahri ist rasch des Bartens müde gewesen und hat einen anderen Dörfler genommen. Drei Wochen noch bleibt Albin in Sandberg. Als er die Grabsteine für die Eltern gemeißelt hat, verkauft er das Anwesen und wandert abermals nach Wien, um dort fortan als Geselle zu arbeiten.

Viktor Fleischer erweist sich als geschickter frischer Erzähler. Vielleicht, weil es die eigene Dorfheimat ist, die er diesmal aufleuchten lassen kann. Und das darf man von seiner Geschichte sagen: sie ist mit Liebe und Wärme gestaltet. Nichts wird da übertrieben; alles ergab sich gewiß so, wie geschildert. Und die Menschen, die sind echt und lebhaftig in Gestalt, Wesen, Haltung, Denkweise und Sprache. Nur jemand, der dort heimisch ist, vermag auch so intim den Ortsdialekt zu behandeln. „Das Steinmehendorf“ wird — nicht bloß im Erzgebirge — Leser finden. —

**Geographisches.**

— Die Forschungen in der Sahara, die in diesem Jahre von den französischen Gelehrten Gautier und Chudeau vorgenommen worden sind, haben bereits zu Ergebnissen geführt, die ein neues Licht auf die Vorgeschichte der Wüste werfen. Sie zeigen, wie Professor Gautier selbst in den „Annales de Géographie“ berichtet, daß einst die natürlichen Wasserläufe, die heutigen Quers, noch lange nach der Verbreitung des Wüstenklimas Wasser geführt haben müssen bis in die Tiefe der Sahara hinein. Durch die Bildung von Dünen sind sie nach und nach versandet und ausgetrocknet, und dieser Vorgang dauert mit überraschender Schnelligkeit fort. Dank jener natürlichen Bewässerung scheint sich eine aderbautreibende Bevölkerung, die auf der Kulturstufe der jüngeren Steinzeit stand und mit den Sudanbewohnern verwandt war, bis in die geschichtliche Zeit hinein in der Sahara erhalten zu haben. Ueber die Spuren, die sie zurückgelassen hat, lagern sich unmittelbar diejenigen der großen herberischen Einwanderung der Eisenzeit. Die Vorstellung, die man sich von der Sahara in römischer Zeit gemacht hat, wird vielleicht geändert werden müssen.

Die heutige Sahara bildet ein weniger bedeutendes Hindernis für den Verkehr, als man bisher annahm. Ihre südliche Grenze bleibt noch bedeutend nördlich von Timbuktu. Man hat sich anscheinend durch das Vorhandensein ausgedehnter Dünen in der Gegend von Timbuktu täuschen lassen; aber diese Dünen sind höheren Alters und durch Pflanzenwuchs befestigt. Sie geben Zeugnis davon, daß zur Diluvialzeit die Wüste schon vorhanden war, aber weiter im Süden lag. Durch die kürzlich zwischen den Regierungen Algeriens und des Sudan vollzogene Teilung ist die ganze eigentliche Sahara zu Algier geschlagen worden. Wenn das Kamel nicht da wäre, so könnten die sudanesischen Tragochsen noch heute, wie zur Zeit der Römer, ihre Lasten nach dem Norden tragen, wenigstens in der Richtung Hoggar—In Salah. — („Tägl. Rundsch.“)

**Humoristisches.**

— In der Verlegenheit. Herr: „Sie haben ein Zimmer zu vermieten?“  
 Vermieterin: „Ja wohl.“  
 Herr: „Ist es auch schön sonnig.“  
 Vermieterin: „O, da scheint den ganzen Tag die Sonne hinein.“  
 Herr: „Dann kann ich das Zimmer nicht brauchen, denn ich muß als Maler ein sonnenfreies Zimmer haben.“ — — —  
 Ein zweiter Herr: „Sie haben ein Zimmer zu vermieten?“  
 Vermieterin: „Allerdings.“  
 Herr: „Ein sonniges Zimmer?“  
 Vermieterin: „Nein, da scheint den ganzen Tag keine Sonne hinein.“  
 Herr: „Dann muß ich verzichten, denn wo die Sonne nicht hinkommt, da kommt der Arzt hin.“ — — —  
 Ein dritter Herr: „Haben Sie ein Zimmer zu vermieten?“  
 Vermieterin: „Ja wohl, bitte.“  
 Herr: „Hm. Ein Eckzimmer. Wahrscheinlich kühl. Scheint die Sonne viel hinein?“  
 Vermieterin: „Nach Belieben.“ — — —  
 — Ein tiblicher Auftrag. Arzt: „Die zunehmende Schwerehörigkeit Ihrer Frau Gemahlin ist lediglich eine Alterserscheinung, das können Sie ihr sagen.“  
 Herr: „Sagen Sie ihr das gefälligst selbst, Herr Doktor!“ — („Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— Mag Halbes neue Komödie „Die Insel der Seligen“ ist soeben bei Albert Langen, München, in Buchform erschienen. Preis 2,50 M. —  
 — „Der Weg zur Hölle“, Kadelburgs neues Lustspiel, geht am 23. Dezember im Lustspielhause in Szene. —  
 — Die „Komische Oper“ hat die Aufführung von Leoncavallos „Böhème“ für Montag, den 11. Dezember angesetzt. —  
 — „Jana“, die neue Oper des jungen apulischen Komponisten Virgilio, hatte im Teatro dal Verme zu Mailand großen Erfolg. —  
 — Für Kalkreuth wurde der Maler Adolf Hoelzel in Dackau zum Professor für die Kompositionsschule an der Stuttgarter Akademie ernannt. —